

lichen Ausführung? Für das – wenn auch erst 1432 aufgestellte – Genter Retabel der Brüder van Eyck ist dergleichen gut belegt: Trotz dessen singulärer Stellung erscheint es dennoch möglich, dass auch andere Retabel als Sehenswürdigkeiten betrachtet wurden, deren Haupttafeln gegen den Lauf des Kirchenjahres den interessierten Besuchern gezeigt wurden. Ferner erfordern auch die oftmals sehr kleinen Details, wie sie sich in den Hintergründen vieler Altarbilder finden, eine genaue Betrachtung, die aber kaum während der Liturgie möglich ist. – Einen ganz anderen Zugang zur Frage, ob und für wen der Altarraum zugänglich war, findet Matthias Weniger: Er untersucht eingeritzte Inschriften im Putz des Altarraumes, die einen sicheren Rückschluss darauf gestatten, dass der Altarraum und damit das Retabel außerhalb der Liturgie zumindest mitunter auch für Laien zugänglich war. Damit erweisen sich diese Graffiti als Dokumente, die in ihrem Quellenwert bislang kaum angemessen berücksichtigt worden sind.

Die abschließenden beiden Beiträge betrachten das Retabel des frühen 14. Jahrhunderts aus einer internationalen Warte: Victor M. Schmidt behandelt das deutsche Flügelretabel im europäischen Kontext, wobei er den Blick hauptsächlich nach Italien richtet; Jörg Widmaier blickt nach Norden und betrachtet Ausstattungsprogramme auf Gotland.

Während der Ausstellungskatalog sehr nahsichtig ein – wenn auch auseinandergerissenes – Ensemble verschiedener für die Ausgestaltung des Kultes und der Liturgie verwendeter Utensilien in ihren Wandlungen und Veränderungen vorstellt, breitet der Tagungsband einen breitgefächerten, aber übersichtlichen und im Einzelnen konzisen Überblick zum übergreifenden Themenkomplex aus und kann so fast den Anspruch eines Handbuchs erheben. Gemeinsam bieten beide Bände eine vielfältige Gesamtschau des aktuellen Forschungsstandes zur frühen Retabelgeschichte, zur Funktion und zur Nutzung.

DANIEL RIMSL
Regensburg



Michael Maurer; Konfessionskulturen. Die Europäer als Protestanten und Katholiken; Paderborn: Verlag Ferdinand Schöningh 2019; 415 S.; ISBN 978-3-506-78727-9; € 49,90

Zu den nicht erfüllten Prophezeiungen der Moderne gehört die Rede vom unmittelbar bevorstehenden ‚Absterben der Religion‘. Spätestens seit 1989, in der muslimischen Welt mit der iranisch-islamischen Revolution von 1979 auch schon früher, meldete sich die Konfession als ein konstitutives Element politischer und kultureller Konflikte und Selbstbilder wieder zurück. Einzig (Mittel-)Europa wird von dieser Bewegung nur peripher berührt. Religiös begründete Argumentationsstrukturen sind hier politisch kaum mehrheitsfähig, die Anzahl der kirchlich Gebundenen sinkt, und weltanschauliche Toleranz sowie staatliche Neutralität er-

scheinen als konsensstiftende Prämissen im 21. Jahrhundert. Welche Rolle spielen im Zeitalter ubiquitärer Ökumene und religiöser Praxis als Privatsache noch die vor 500 Jahren aufgebrochenen Differenzen innerhalb der christlichen Kirchen?

Michael Maurer, Professor für Kulturgeschichte an der Universität Jena, hält das für einen Trugschluss. Sein Buch vertritt die These, dass die unterschiedlichen ‚Konfessionskulturen‘, entstanden aus der Zwei- beziehungsweise Dreiteilung in Katholiken und (lutherische und reformierte) Protestanten, die Europäer bis heute deutlich stärker geprägt haben und weiterwirken, als den meisten bewusst ist (7–11), und die Kenntnis dieser Zusammenhänge eine entscheidende Voraussetzung für das Verständnis der europäischen Gegenwart ist.

Das Grundproblem des Buchs liegt aber nicht in dieser an sich sehr diskutablen Sichtweise, sondern in seiner uneindeutigen Redeabsicht: An wen wendet es sich mit welchem Ziel? Soll die genannte These wissenschaftlich belegt und eine fachliche Diskussion darüber angeregt beziehungsweise vorangetrieben oder aber eine Art Handbuch für diejenigen, zum Beispiel Studierende oder interessierte Laien, vorgelegt werden, denen die Konfessionskulturen bisher weitgehend fremd sind und die sich somit eine fundierte, aber nicht zu viel voraussetzende Einführung in das Thema erhoffen?

Indem der Verfasser versucht, mit einer zusammenhängenden ‚großen Erzählung‘ alle genannten Lesendenkreise und Interessen gleichzeitig zu bedienen, entsteht – zumindest für den Rezensenten – das Problem, dem Buch wirklich gerecht zu werden, also den geeigneten Maßstab anzulegen.

Ein laientaugliches Handbuch sollte möglichst gesichertes, unstrittiges Wissen klar verständlich wiedergeben und daher im Grunde keine Spezialkenntnisse voraussetzen. Von einer genuin wissenschaftlichen Arbeit erwartet man heutzutage in gewisser Weise das glatte Gegenteil, nämlich kritische Distanz gegenüber scheinbar Gesichertem, flotten Vereinfachungen und plakativen Zuspitzungen einzuhalten. Bewertungen sollten als Thesen oder Zwischenergebnisse von laufenden Diskursen, Meinungen und Deutungen auf ihre Autorinnen und Autoren zurückgeführt, differenziert und argumentativ belegt beziehungsweise hinterfragt werden. Maurer versucht hier einen Spagat zwischen Laien- und Fachpublikum und riskiert dabei, jeweils einen Teil seiner potenziellen Lesenden zu enttäuschen oder zu verstören.

Hierfür ein Beispiel: Das Kapitel IV.6 beginnt mit der Feststellung: „Allem Anschein nach besteht eine enge Beziehung zwischen der katholischen Kirche und den autoritären Regimen des 20. Jahrhunderts. Als Beispiele dienen Italien, Spanien und Deutschland.“ (321) In dieser lehrbuchhaften Verkürzung geht aber unter, dass Italien und Spanien als rein katholische Länder in einer völlig anderen Situation waren als das bikonfessionelle Deutschland, in dem die protestantischen Kirchen im Gewand der ‚Deutschen Christen‘, wie bekannt, eine mindestens ebenso enge Beziehung zum NS-Regime eingingen. Richtiger wäre also, dass die jeweils arrivierten Kirchen mit ihren Regimen zumindest temporär und partiell den Schulterchluss suchten. Hierin wird aber gerade kein konfessionskulturelles Spezifikum erkennbar. Auf den folgenden Seiten findet sich dann eine deutlich differenziertere Darstellung, aber auch diese stets im Duktus einer abschließend bewertenden, sozusagen Ranke’schen

Synthese, ‚wie es eigentlich gewesen‘, nicht etwa als immer noch strittige Frage: „Aus längerer Perspektive erscheint dem Historiker [sic!] der andere Aspekt, die Kollaboration [...] genauso beachtenswert.“ (326)

Ein weiteres Problem entsteht durch den zweifellos mutigen Ansatz, eine Gesamtdarstellung dieses großen Themas über 500 Jahre unter Einschluss aller Regionen und Aspekte – von Island bis Siebenbürgen, von der Theologie über Soziologie, Rechts-, Wirtschafts- und Politikwissenschaft bis zur Musik, bildenden Kunst und Mentalitätsgeschichte – im Alleingang zu verfassen. Obwohl der Schwerpunkt der Darstellung auf der frühen Neuzeit liegt, greifen doch im Sinne des Kontinuitätsarguments manche Exkurse bis in die Gegenwart aus (zum Beispiel zur Problematik des katholischen Zölibats, 142–144). Zugleich reichen viele Herleitungen, etwa der Bilderfrage im Christentum (203–205), bis in die Antike zurück. Insgesamt arbeitet der Autor exemplarisch, indem er bestimmte Fragen vergleichend in verschiedenen Regionen behandelt, und dabei unerwartete Zusammenhänge aufzeigt (zum Beispiel 65–73: Reformation in Schottland und Frankreich). So erfährt man zum Beispiel, dass Polen-Litauen bis zum 17. Jahrhundert keineswegs geschlossen katholisch, sondern ein Musterbeispiel religiöser Toleranz und Offenheit war (76f.).

Während man in den meisten aktuellen Überblickswerken zu getrennten Sachgebieten jeweils spezialisierte Fachleute für Einzelaspekte bemühen würde, versucht sich hier ein Autor allein an der großen kulturhistorischen Zusammenschau. Je nachdem also, mit welchem Hintergrund sich Lesende dem Text widmen, werden sie auf Zuspitzungen, Vereinfachungen und Pauschalisierungen stoßen, die aus dem Blick der jeweiligen Fachwissenschaft bedenklich erscheinen, während sie Einblicke auf ihnen eher fremdes oder kaum begangenes Terrain – zum Beispiel die rigiden Praktiken der Sonntagsheiligung im schottischen Presbyterianismus und im englischen Puritanismus (156–160, 183f.) oder die Winkelzüge der napoleonischen Religionspolitik (281–186) – vermutlich als Erkenntnisgewinn verbuchen. Sehr gut gelingt es Maurer, die Interdependenzen religiöser Prämissen und daraus hervorgehender sozialer, kultureller und politischer Strukturen zu erklären: Die obrigkeitlich verfasste lutherische Kirchendoktrin führt zu einer Verstärkung zentraler Staatlichkeit, wohingegen die auf Gemeindebasis operierende reformierte Konfessionalisierung eine dezentrale, die Pluralisierung fördernde Struktur besaß (101–109). In vielen Staaten führte die Reformation zur Herausbildung oder Stärkung nationalsprachlicher Identität – zum Beispiel in Schweden, Deutschland oder England – während sie in abhängigen Ländern wie Irland oder Finnland das Gegenteil bewirkte und zum Hilfsmittel kolonialer Repression regredierte (51–73).

Maurers Buch oszilliert zwischen verschiedenen Darstellungsweisen: Manche Themen werden synchron, aber regional differenzierend behandelt (Teil 1, *Entstehung der Konfessionen*), andere diachron als Entwicklung über mehrere Jahrhunderte geschildert (Teil 2, *Protestantischer Habitus und katholische Identität*), und schließlich die chronologisch gegliederte Großerzählung vom gesamteuropäischen Weg in die Säkularisierung darüber gesetzt (Teile 3 und 4, Aufklärung, Rekonfessionalisierung, Dekonfessionalisierung). Hierbei nimmt das eingängige Deutungsmuster von der Allianz des Kulturprotestantismus mit der Aufklärung und dem hierdurch bedingten Ab-

stieg der katholischen Kultur zum Inbegriff der irrationalen Rückständigkeit breiten Raum ein. Dennoch bleibt die ‚Henne-Ei‘-Frage oft ungelöst, ob epochale Tendenzen, zum Beispiel die gesamtgesellschaftliche Durchsetzung der bürgerlichen Ideale von allgemeiner Bildung, Sparsamkeit, Sauberkeit, Fleiß, Selbstreflektion und Disziplin, nun indirekte Folgen des gewandelten protestantischen Menschenbildes waren oder lediglich ihren ideologischen ‚Überbau‘ in der ‚Freiheit des Christenmenschen‘ suchten und fanden (130–132, 155–168): Eine Kurzformel wie „Reformation bedeutet Disziplinierung“ (156) scheint hierfür nicht genügend differenziert, denn das gilt bekanntlich auch für die ‚Gegenreformation‘.

Gelegentlich, aber unsystematisch werden einzelne Theoretiker der hier verhandelten Frage wie Max Weber (164–168) oder Ernst Troeltsch (116–119) vorgestellt, aber stets als Exkurs in thematischen Kapiteln (zum Beispiel 113–121: Profilierung des Individuums).

Als zentrale These kann man vielleicht herausstellen, dass Konfessionalisierung und Modernisierung/ Aufklärung/ Säkularisierung für Maurer keine entgegengesetzten oder einander ablösenden Bewegungen, sondern erstere durch die Relativierung traditioneller absoluter Wahrheitsansprüche die Voraussetzung der letzteren sind (290). Das teleologische ‚Fortschritts‘-Paradigma wird hierbei kritisch hinterfragt (11), indem gegenläufige Tendenzen – zum Beispiel die ‚Rekonfessionalisierung‘ im 19. Jahrhundert – als folgerichtige Reaktion auf die vorherigen Veränderungen, nicht als zu vernachlässigende Atavismen bewertet werden (291–320).

Der Text ist – wenig verwunderlich – trotz des europäischen Panoramas weitgehend germanozentrisch angelegt. Die Geschichte der Glaubensspaltung in Europa beginnt – man möchte sagen, kanonisch – mit der Person Luthers (19), während Hus, Wyclif und Giordano Bruno erst später und sozusagen en passant eingeführt werden. Immer wieder stellt sich dabei die Frage, welche Vorkenntnisse der Autor voraussetzt: Begriffe wie Reformation, Ketzerprozess, Täufer, Bildersturm oder Kirchenzucht (19–29) werden beim ersten Erscheinen nicht erklärt. Kann sich der offensichtlich (auch) adressierte, nicht fachlich vorgebildete Leserkreis etwas unter der „traditionellen artistischen Vorfakultät der sieben freien Künste“ vorstellen, die Luther in Erfurt durchlief (19)? Hierfür wären erläuternde Fußnoten vermutlich nützlich gewesen. Doch auch die Fachleute unter den Lesenden hätten gerne erfahren, ob für Maurer „Habitus“ und „Identität“ (Überschrift des zweiten Teils, 112) zwei unterschiedliche Kategorien (äußerlich/innerlich?) beschreiben oder beide Begriffe als Synonyme verstanden werden sollen. Der Autor zeigt ein auffälliges Desinteresse an Begriffsdiskussionen und Definitionen, da er diese offensichtlich als selbsterklärend oder für hinreichend bekannt betrachtet.

Aus der Sicht der Kunstgeschichte erscheint problematisch, dass das Thema der ästhetischen Auswirkungen der Konfessionalisierung zwar hinreichend großen Raum einnimmt, aber, abgesehen von Rubens und Saenredam auf dem Buchcover, völlig abbildungslos, also de facto ohne Belege, verhandelt wird. Da der Rezensent Kunsthistoriker ist, erscheinen einige beckmesserische Bemerkungen aus seiner Fachperspektive leider unvermeidlich.

Ob man den Bau der Peterskirche wirklich mit der „Prachtliebe der italienischen Päpste“ (17) hinreichend begründen kann, ist fraglich. Die Formulierung „‘Barock‘ nannte man [wer und wann?] den neuen Stil der Gegenreformation [...]“ (95) erweckt fälschlich den Eindruck, es handle sich um einen zeitgenössischen Quellenbegriff, der zudem nur für den Katholizismus relevant sei. Im Kapitel *Kirchenräume und Kirchenbauten* finden sich viele, zumindest in dieser Vereinfachung, problematische Äußerungen: zum Beispiel die frühen Kirchen seien eigentlich keine Kultzentren gewesen und hätten auch keine Altäre besessen (191f.). Gemeint sind christliche Versammlungsorte vor dem 3. Jahrhundert, die dann aber auch kaum Kirchen genannt werden können. Ob man das Mittelalter mit Recht eine „Zeit der Kathedralen“ (193) nennen sollte, darf bezweifelt werden. Die Behauptung, der „Fortfall der Unterscheidung zwischen Klerikern und Laien in der Reformation“ habe folgendes bewirkt: „dementsprechend wurden überall die Lettner niedergelegt und die Kirchenräume als ganze geöffnet, ohne den Chor besonders abzutrennen oder hervorzuheben.“ (194), lässt sich in der näheren Umgebung von Maurers Wirkungsort Jena einfach widerlegen (Magdeburg, Halle, Naumburg, Frauenkirche Dresden). Selbst für reformierte Kirchen trifft das nur bedingt zu (Dillenburg, Basel). Die Behauptung unter der Überschrift ‚Neugotik‘, dass (wann genau?) in den Mittelmeerländern „Kirchen im barocken Stil als katholisch aufgefasst“ worden seien, während man in Nordfrankreich, England und Deutschland „katholische Kirchen eher an den Kathedralen gotischen Stils orientierte“ (200), verschweigt, dass Nach- und Neugotik in diesen Regionen eben überkonfessionell beliebt waren (Wolfenbüttel). Einen Satz wie „Die Brutalität der Moderne erfaßte katholisches wie evangelisches Bauen“ (sic, 202) hätte ein umsichtiges Lektorat eigentlich nicht durchgehen lassen sollen.

Ähnlich vergröbernd wirken die anschließenden Ausführungen zur Bilderfrage, so zum Beispiel die Behauptung: „In den ersten zwei Jahrhunderten ihrer Geschichte verwendeten die Christen keine Bilder“ (203, Katakomben?). Dass man „in der Wittenberger Stadtkirche auf Bilder verzichtete“ (205), trifft nicht zu (Cranach-Altar). Ob man Rembrandts Selbstporträts wirklich „protestantisch nennen kann“ (209), ist fraglich. Gerhard Richter im Zusammenhang seines Kölner Domfensters als „sozialistischen Realisten“ (212) zu titulieren, zeigt, dass es besser gewesen wäre, zumindest die kunsthistorischen Passagen des Textes Fachleuten der Disziplin zum Gegenlesen vorzulegen. Sie stehen symptomatisch für einen das gesamte Buch prägenden ‚al fresco‘-Duktus des Formulierens, der oft das deutliche Wort gegenüber dem abwägenden vorzieht.

Insgesamt ist der Apparat des Buches sehr schlank gehalten. In den ca. 1–2 Anmerkungen pro Textseite (am Ende zusammengefasst) wird im Wesentlichen auf weiterführende Literatur, aber nur selten auf divergierende Forschungsmeinungen verwiesen (zum Beispiel 362, Anm. 391 zur unterschiedlichen Bewertung der Religiosität im Werk Caspar David Friedrichs). Während die Personensuche mittels Register möglich ist, fehlt eine Aufschlüsselung nach Stichworten, Orts- oder Sachbegriffen, zum Beispiel den (Wieder-)Täufern, Pietisten, Niederlanden oder Jesuiten. Diese Themen muss man sich assoziativ im Fließtext heraussuchen, weil die durch Zwischen-

überschriften bezeichneten Abschnitte (zum Beispiel 106f., *Methodismus*) nicht im Inhaltsverzeichnis aufgelistet sind, das nur die Großkapitel nennt.

Dass auf einem derart monumentalen Tableau manches Detail unscharf bleibt, ist unvermeidlich. So wird das Thema des Verhältnisses zu den nichtchristlichen Konfessionen in Europa, also vor allem den Juden, nur äußerst cursorisch verhandelt. Auch die Orthodoxie, immerhin für weite Teile Osteuropas bestimmend, kommt nur am Rande vor. Die Zeit nach 1945 steht explizit erst auf den letzten 12 von 344 Seiten im Fokus; aktuelle Phänomene wie die ‚evangelikale‘ Radikalisierung des Protestantismus oder die neurechte ‚christliches Abendland‘-Ideologie werden gar nicht thematisiert, da der Betrachtungszeitraum – bis auf Exkurse – 1968 endet.

Wie kann man Maurers Buch abschließend bewerten und wem die Lektüre empfehlen? Hier scheint mit Goethe zu gelten: ‚Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.‘ Auch der Rezensent hat allerlei Interessantes gelernt, würde aber aufgrund der zahlreichen Pauschalisierungen und nicht hinreichend erläuterten Begrifflichkeiten zögern, den Text als Einführung für Nicht-Fachleute oder Studierende zu empfehlen. Die Struktur des Werks lädt eher zum Durchlesen als zum Nachschlagen ein. Die darin angebotene auktoriale ‚große Erzählung‘ aus einer Hand mit umfassendem Wahrheitsanspruch wirkt methodisch seltsam aus der Zeit gefallen. Wer sich daran nicht stört und für die hier dargelegten vielfältigen Aspekte der Konfessionskulturen interessiert, findet jedenfalls eine gut lesbare, 500 Jahre geschickt komprimierende Überblicksdarstellung. Wer einen den Stand der Forschung und die eigene Position des Verfassers diskursiv reflektierenden Text sucht, sollte zu anderem greifen.

MEINRAD V. ENGELBERG

Technische Universität Darmstadt



Beate Böckem; Jacopo de' Barbari. Künstlerschaft und Hofkultur um 1500 (Studien zur Kunst 32); Köln: Böhlau 2016; 516 S., 13 farb. u. 142 s/w-Abb.; ISBN 978-3-412-21886-7; € 64,90

Beate Böckem liefert mit ihrer Arbeit zu *Jacopo de' Barbari. Künstlerschaft und Hofkultur um 1500* eine enorm umfassende Studie zu einem bisher verstärkt nur in Überblickswerken behandelten Künstler. Prominent ist hier sicherlich der Sammelband zu *Kulturtransfer am Fürstenhof* von 2013, an dem auch die Autorin wichtige Beiträge lieferte.¹ Sonst wurde der italienische Künstler selten so detailliert beleuchtet wie durch Böckem.

¹ *Kulturtransfer am Fürstenhof. Höfische Austauschprozesse und ihre Medien im Zeitalter Kaiser Maximilians I.* (Schriften zur Residenzkultur 9), hrsg. von Udo Friedrich, Matthias Müller und Heinz Spieß, Berlin 2013.